

btb

### Buch

Die Schicksale der Frauen aus der Wedekind-Dynastie: Briefe, Tagebuchaufzeichnungen und Erinnerungen werfen ein neues Licht auf Frank Wedekinds Ehe und auf das Leben seiner Frau Tilly und deren beider Töchter, Pamela und Kadidja, die auch nach dem Tod des Dichters nicht gänzlich aus seinem Schatten zu treten vermochten.

Anatol Regnier, Enkel von Frank und Tilly Wedekind, wertet in dieser Biografie erstmals Teile des bislang unter Verschluss gehaltenen Familienarchivs aus und zeichnet ein faszinierendes Psychogramm dreier Frauen zwischen künstlerischem Anspruch und obsessivem Leben.

### Autor

Anatol Regnier wurde 1945 als zweites Kind von Pamela Wedekind und Charles Regnier geboren. Nach dem Musikstudium und langjähriger Lehrtätigkeit am Konservatorium in München lebte er in Australien und Israel. Für sein schriftstellerisches Werk wurde er mit dem Ernst-Hoferichter-Preis 2005 ausgezeichnet. Anatol Regnier lebt in München.

### Anatol Regnier bei btb

Damals in Bolechów. Eine jüdische Odyssee (72168)

Anatol Regnier

# Du auf deinem höchsten Dach

Tilly Wedekind und  
ihre Töchter

*Eine Familienbiografie*

btb



**Mixed Sources**  
Product group from well-managed  
forests and other controlled sources

Cert no. GFA-COC-1223  
[www.fsc.org](http://www.fsc.org)  
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das FSC-zertifizierte Papier *Munken Print* für Taschenbücher aus dem btb Verlag liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

3. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe September 2005,

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © by Albrecht Knaus Verlag in der Verlagsgruppe

Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: AKG-Images

Satz: Filmsatz Schröter, München

Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck

EM · Herstellung: Augustin Wiesbeck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-72674-5

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

*Carola und Adrienne gewidmet im  
Andenken an unseren Vater*



# Inhalt

## I. Du in deinem Herzen leer

### *Tilly und Frank*

1. Vorgeschichte .....	11
2. Annäherung .....	35
3. In Berlin .....	51
4. Paula .....	70
5. Eheleben (I) .....	73
6. München .....	90
7. Eheleben (II) .....	101
8. Krise .....	113
9. Krankheit .....	130
10. Herakles .....	145
11. Tilly, gib mir noch einen Kuss .....	154

## II. Unterhaltend pfeift der Wind

### *Tilly, Pamela und Kadidja*

12. Alles ist anders .....	171
13. Dichterkinder – hinaus ins Leben .....	179
14. Anja und Esther .....	190
15. Unvereinbares vereinen – Pamela und Sternheim .....	208
16. Die Kaiserin von Kalumina .....	226

### III. Drehn wir uns auf hohem Turm

#### *Drei Frauen*

17. Drei Frauen, schwere Zeit .....	251
18. Im Banne Benns .....	274
19. Emigration und Krieg .....	300
20. Die Helden kehren heim .....	330
21. Zwist .....	348
22. Neuer Zwist und Tillys Tod .....	371
23. Pamela .....	390
24. Kadidja .....	400
 Nachtrag .....	 410

#### Anhang

Anmerkungen und Zitatnachweise .....	411
Dank .....	438
Quellen- und Bildnachweis .....	440
Register .....	441



I

Du in deinem Herzen leer

*Tilly und Frank*

Du in deinem Herzen leer,  
Ich in blindem Wahne –  
Dreh dich hin, dreh dich her,  
Schöne Wetterfahne!

FRANK WEDEKIND, *Die Wetterfahne*



## Vorgeschichte

In den Berichten seiner Kinder, Jahrzehnte nach seinem Tod verfasst, erscheint Eduard Newes als gut aussehender, man könnte sagen schöner Mann, mittelgroß und kräftig, mit nach hinten gekämmten dunkelblonden Haaren, graublauen Augen, einer edlen Nase und einem buschigen, rötlichen Schnurrbart. Auffallend schöne Hände soll er gehabt haben, mit langen Fingern und rosa glänzenden Nägeln. Sein Sohn Rudolf, der später in Wien bei einer Bank arbeitete, erwähnt seinen wuchtigen Brustkorb – nackt habe er wie ein zu klein gebliebener Riese ausgesehen. Seine Tochter Martha hebt seinen Humor hervor: Auf dem Sterbebett habe er den Pfarrer gefragt, ob er die Jungfrau Maria von ihm grüßen solle, er sehe sie ja bald. Die Trauerfeier sei unversehens zu einer fröhlichen Veranstaltung geworden, als mehr und mehr Gäste Anekdoten aus seinem Leben erzählten. Seine Tochter Tilly schwärmt von Spaziergängen durch die Grazer Innenstadt, bei denen er alles kaufte, was sie wollte, einfach so, weil es Spaß machte. Herzensgut sei der Vater gewesen, freundlich, charmant, ein bisschen leichtsinnig, mit einem ganz und gar ungewöhnlichen Lachen: stumm, mit geschlossenem Mund, sozusagen nach innen hinein, bis er rot wurde und ihm Tränen über das Gesicht liefen.

Eduard Newes, geboren 1842 in Pardubitz in Böhmen, wächst auf in Armut und Enge. Sein Vater ist mit siebzehn Jahren zum Regiment der Deutschmeister assentiert worden und hat bei Aspern gegen Napoleon gekämpft, in jener Schlacht, die binnen weniger Stunden vierzigtausend Tote forderte. Dafür hat er das Kanonierkreuz erhalten und ist taub vom Geschützdonner heimgekehrt. Eduards Mutter, heißt es, stammt aus verarmtem fran-

zösischem Adel und ist Mehlspeisköchin beim geistesschwachen Kaiser Ferdinand gewesen. Das Eheangebot eines Grafen schlägt sie aus und heiratet stattdessen den Stallburschen Newes, der ihr acht Kinder beschert, spielt und trinkt und ihre zweitausend in Silberzwanzigern gesparte Gulden verschleudert.

Um die winzige Pension zu strecken, näht sie in Heimarbeit Kommisswäsche. Der kleine Eduard und seine Geschwister müssen helfen. *Johann konnte ein zugeschnittenes Hemd selbstständig fertig machen, ich konnte endeln, Anna nähte. Alles musste mit der Hand gemacht werden.* Als alter Mann hat Eduard die Geschichte seiner Jugend aufgeschrieben, für die Kinder, damit sie wissen, wo sie herkommen.

Dem Elend entfliehen, etwas Anständiges lernen. Eduard Newes entscheidet sich für den Kaufmannsberuf und hört Staatsverrechnungslehre an der Grazer Universität – niemand in seiner Familie hat einen solchen Ort je betreten. Die Steiermärkische Sparkassa stellt ihn an, er mietet eine Vierzimmerwohnung, erneuert Teile des Hausrats.

Aber so leicht lässt sich das Pech nicht abschütteln. Seine Schwester Anna bleibt an einem Glockenzug hängen, renkt sich die Schulter aus und ist fortan verkrüppelt. Seine Liebblingschwester Josephine stirbt sechzehnjährig an Lungenentzündung, weil sie, vom Tanzen erhitzt, keine Droschke nahm und zu Fuß nach Hause ging.

Zwei Brüder, der fesche Franz und der fesche Wenzel, geraten auf die schiefe Bahn. Franz defraudiert Edelsteine bei einem Goldarbeiter und treibt sich in Ungarn als Landstreicher herum, Wenzel stiehlt schon in der Schule und wird von seinem Brotherrn wegen eines Kassadefizits an die Luft gesetzt. Als nichts mehr hilft, müssen beide nach Amerika. Ein Pferdehautkoffer wird mit Kleidern gefüllt, Anna näht Münzen in Kragen und Hemdsäume, Eduard besorgt Fahrkarten bis Baltimore, dazu billige Uhren aus dem Versatzamt und einen Revolver. Aber schon auf dem Schiff geraten sie in schlechte Gesellschaft. Franz schreibt noch einmal und bittet um Geld, Wenzel soll geheiratet haben. Dann hört man nichts mehr von ihnen.

Eduard Newes ist achtunddreißig Jahre alt, als er im Mai 1880 seine Frau kennen lernt, in einem Laden, wo sie Ballhandschuhe kauft. «Darf man wissen, bei welcher Gelegenheit sie getragen werden?», fragt er charmant. «Beim Universitätsball», antwortet die junge Dame. «Da werde ich das Vergnügen haben, Sie wiederzusehen», sagt Eduard.

Sie tanzen und plaudern in der Ressource. Am Sonntag darauf lädt die Familie der jungen Dame den liebenswürdigen Jungesellen zu einem Ausflug auf den Schöckl. Auf dem Heimweg gibt er ihr den ersten Kuss, am nächsten Tag verloben sie sich. Die Braut ist dreiundzwanzig Jahre alt.

Von Mathilde Engländer ist weder Schriftstück noch Fotografie erhalten. Ihre Kinder nennen sie *Mamscherl* oder *unsere gute Mutter*. Apart habe sie ausgesehen, mit einem schmalen Gesicht und einem *rassigen Schnurrbärtchen*, und kränklich sei sie gewesen – ein nicht näher bezeichnetes Nervenleiden. Geboren ist sie 1857 in Wien, als Tochter des Zahn- und Wundarztes Adolf Engländer.

Spätestens bei der Nennung dieses Namens müssen in Graz fragende Blicke erfolgt sein, denn Engländer heißen eigentlich nur Juden. In der Nazizeit, als die Familie ihre Abstammung belegen muss, wird Adolf Engländers Name mit dem Zusatz «kath. Zahnarzt» versehen, aber bei seinen Eltern fehlt die Angabe der Religion – ein sicherer Hinweis darauf, dass etwas «nicht stimmt». Adolf Engländer hat sich, wie viele seiner Glaubensgenossen, als junger Mann taufen lassen. Aber die Taufe macht aus einem Juden keinen Nichtjuden – das Grazer Bürgertum ist erzkonservativ und nationalistisch eingestellt, Eduards Mutter und Schwester verhehlen die Missbilligung seiner Wahl nicht.

Andererseits bewohnt Zahnarzt Engländer ein prächtiges Haus in der Herrengasse nahe der Mariensäule, und Mathildes drei Brüder sind in Berufen erfolgreich, von denen man in der Familie Newes nur träumen kann. Dagobert, der Älteste, ist Kapitän bei der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft, Richard Professor an der Technischen Hochschule in Wien, und der jüngste

Bruder, Adolf wie der Vater, macht Karriere bei der Österreichischen Creditanstalt, also genau auf Eduards Gebiet.

Vielleicht glaubt Mathilde Engländer, als Halbjüdin nichts Besseres zu bekommen, vielleicht reizt sie Eduards gutes Aussehen, vielleicht ist es Liebe. Sie heiratet den um fünfzehn Jahre älteren Mann am 11. September 1880 und zieht mit ihm in die Leonhardstraße im neu erbauten Jakominiviertel. Drei Kinder werden geboren: Dora, Paula und Rudolf.

Kurz darauf bricht das bescheidene Glück zusammen. Eduard Newes wird aus dem Sparkassendienst entlassen. Ein anonymes Schmähbrief an den Kanzleidirektor ist der Grund, und obwohl Eduard beteuert, nichts damit zu tun zu haben, muss er seinen Hut nehmen, fassungslos, im Innersten verletzt und so schwer getroffen, dass er sich nach Angabe seiner Kinder davon nie wieder ganz erholt. Mathilde erleidet als Folge des Schocks eine Fehlgeburt.

Eduard wird eine Pension von zwölfhundert Gulden jährlich zugesprochen – er wertet das als Beweis dafür, dass man ihn für unschuldig hält. Aber was soll er, dreiundvierzigjährig, mit dem Rest seines Lebens anfangen? Er versucht sich als Häusermakler und Finanzberater, aber ein Jahr nach seiner Entlassung hat sich die Lage so zugespitzt, dass Hilfe von außen notwendig ist.

Die kann nur von einer Stelle kommen: von den Juden und Halbjuden der Familie Engländer. Beide Seiten tun sich schwer, denn inzwischen ist eine Seite von Eduards Charakter bekannt geworden, die seine Frau seit langem quält: Eduard Newes ist ein Schürzenjäger. Ob er für seine Lust Geld ausgibt, ist nicht bekannt, aber Frauen, besonders junge Kroatinnen, so genannte «Windische», die in vielen Grazer Haushalten arbeiten, sind vor ihm nicht sicher. Seine Frau hat ihn mehrmals ertappt und ist darüber in tiefe Melancholie gefallen.

Die Engländer helfen trotzdem. Gemeinsam hat man die Idee einer Weinhandlung. Graz ist eine Weintrinkerstadt, und wer bei den Bauern um Maribor und Ptui günstig einzukaufen versteht, kann großen Profit erwirtschaften. Eduard ist gelernter Kaufmann, und was ihm an Fachwissen fehlt, soll ein Ver-

walter einbringen. Ein Haus wird gesucht, das Geschäft und Familie beherbergen kann.

In Sichtweite des Stadtparks findet man ein ideales Objekt: das Eckhaus an der Zinzendorf- und Brandhofgasse. Ladentür und Schaufenster nehmen zwei Häuserfronten ein, der Keller ist groß genug, um Fässer zu lagern, ein Innenhof ist vorhanden, und der Rest des Hauses bietet so viel Raum, dass man notfalls einen Teil vermieten kann. Die frühgotische Leechkirche, stadtbekannt, liegt schräg gegenüber, und durch die Zinzendorf-gasse fährt die Pferdebahn – ein Hoch auf den Unternehmer aus Prag, der die Grazer Stadtväter endlich von ihrer Notwendigkeit überzeugt hat.

Das Haus kostet neunzehntausend Gulden, für Umbauten werden weitere zehntausend Gulden veranschlagt. Mathilde kratzt den Rest ihres Erbteils zusammen, Eduard legt sein geringes Ersparnis hinzu, Familie Engländer gleicht den Fehlbetrag aus. Eduard Newes kann aufatmen. Der praktische Sinn und die Entschlusskraft seiner angeheirateten Verwandten haben ihn vor dem Ruin bewahrt. Wie es um sein Selbstbewusstsein bestellt ist, bleibt unklar, ob er sich seiner Untreue schämt, auch. Wahrscheinlich gelobt er Besserung, wahrscheinlich glaubt ihm seine Frau – beiden bleibt wenig anderes übrig.

In diese Situation der Unsicherheit, des Bangens, der Verzweiflung, aber auch des Aufbruchs kommt am 11. April 1886 Mathilde Emilie Adolfine Newes zur Welt, die später als Tilly Wedekind bekannt wird.

Es ist Sonntag. Die «Tagespost» meldet gutes Wetter, Kaiser Franz Joseph eröffnet den Sojourn in Schloss Schönbrunn, und der Schauspieler Alexander Girardi, ein großer Sohn der Stadt Graz, beendet sein diesjähriges Gastspiel. Wenige Wochen nach Tillys Geburt zieht Familie Newes in das neue Haus.

*Das reine Buxtehude*, urteilt Franklin Wedekind, vierundzwanzig Jahre alt, als er die bayerische Hauptstadt am 5. Juli 1889 wiedersieht. *Die Straßen schmutzig und eng. In einem Zigarrengeschäft sehe ich noch die nämliche Auslage stehen, die ich*

*vor drei Jahren dort gesehen. Ich gehe in den Franziskaner, der mich durch sein schmieriges Äußere und Innere anekelt.*

Franklin Wedekind ist nicht freiwillig in München. Die Berliner Polizei hat ihm die Aufenthaltsgenehmigung verweigert, weil er sein Staatsangehörigkeitsattest nicht beibringen konnte und sein amerikanisches Bürgerrecht nicht genügte, das er durch den langen Aufenthalt seines Vaters in San Francisco besitzt. *So bleibt mir nun nichts übrig, als fortzugehen*, schreibt er seiner Mutter im schweizerischen Lenzburg. *Morgen oder übermorgen Abend verreis ich nach München. Gelingt es mir dort, mein Auskommen zu finden, so ist es gut. Wenn nicht, so werd' ich mich auf den Winter nach einer Redaktionsstelle in der Schweiz umsehen.* Ins Tagebuch notiert er: *Beim Anblick des Anhalter Bahnhofs überkommt mich ein starkes Gefühl der Beschämung, wenn ich daran denke, mit wie keckem Mut ich vor 6 Wochen hier im herrlichsten Morgensonnenschein eingezogen.*

Franklin Wedekind will Dichter werden und ist es eigentlich schon. Tausende von Seiten hat er beschrieben, bereits als Sechzehnjähriger konnte er Beiträge in Zeitungen unterbringen. In Lenzburg steht eine Kiste voller Entwürfe. Dichtenwollen und Dichtenmüssen haben sein Leben nicht einfacher gemacht. Die Lehrer haben seine *jeder gesunden Entwicklung und Disziplinierung im Wege stehende Poetasterei* gezeißelt, er ist sitzen geblieben, musste mehrmals die Schule wechseln und hat das Abitur nur mit Hilfe von Privatunterricht geschafft. Als sein Vater entdeckte, dass er bei seinem ersten Münchner Aufenthalt nicht Jura studierte, sondern Theater besuchte und Dramenentwürfe schrieb, sperrte er alle Mittel. Trotzig wollte Franklin beweisen, dass er als freier Schriftsteller bestehen kann – und scheiterte, trotz ehrlicher Bemühung, sparsamer Lebensführung und Reklameversen für Julius Maggis aufstrebendes Suppenimperium. Talentiert, aber glücklos – so sieht sich Franklin Wedekind.

Der erste Münchner Abend verläuft beschwingt. *Gegen Berlin der reine Landaufenthalt. [...] Fast fürchte ich, vor lauter Gemütlichkeit nicht zum Arbeiten zu kommen.* Die Sorge ist



unbegründet – Franklin ist fleißig wie immer. «Eppur si muove» heißt das Werk, an dem er schreibt, ein Lustspiel in vier Aufzügen. Er hofft, den ersten Akt bald zu vollenden.

Indessen fehlt die anregende Berliner Gesellschaft. Die Münchner sitzen beim Bier, sich selbst genug, weit weg vom Rest der Welt. *Die Rede kommt auf Dr. Wörner, der in New York Vorträge in schwarzem Frack und weißer Binde halte, wobei sich Dr. Muncker dahin verspricht, dass er weißer Frack und schwarze Binde sagt. Allgemeines Gelächter in der Art, wie junge Hühner gackern. Darauf wiederholt jeder der Gesellschaft noch einmal extra weißer Frack und schwarze Binde und belacht den Ausdruck noch einmal persönlich. In dieser Weise geht es den ganzen Abend. Was will man? Wenn der Teufel Hunger hat, so frisst er Fliegen.* Am 18. Juli bezieht er ein langes, darmartiges Zimmer in der Akademiestraße 21 bei Frau Mühlbauer, deren *Hund und Katzen die Wohnung mit einem Gestank erfüllen, der einen schier zu Boden wirft.*

Der *hässliche Typus der Münchnerinnen* fällt ihm auf. *Alle haben skrophulöse Physiognomien, dicke Nasen, unschöne Hälsen, schlechte Zähne und lederfarbene Haut.* Im Hacker- und Hofbräukeller, in der Engelsburg und im Café Luitpold schmachtet er die Kellnerinnen an. *Ob diese Büste wohl echt ist? [...] Besonders oben her ist sie so prachtvoll gewölbt wie die Hagia Sophia.* Ein Fräulein Rosa lässt ihn grüßen. Er *zittert und bebt* dem nächsten Tag entgegen, aber flüchtet, bevor es zu einem Treffen kommt. In einem Pissoir in der Maximilianstraße verschlingt ihn ein *bärtiger, eleganter Herr* mit seinen Blicken. *Er läuft mir auch wirklich ein gutes Teil nach, bleibt dann aber zurück. Ich kämpfe einen nicht unbeträchtlichen Kampf, ob ich nicht lieber wieder umkehren soll. Die Entscheidung finde ich darin, dass ich mir sage, später [...] wenn ich für mich meine Schäfchen im Trockenem habe, wenn ich sicher bin, nicht Leidensgefährte zu sein.*

«Stunden der Andacht» heißt Franklins Sammlung erotischer Gedichte. Das Mysterium des Geschlechtlichen hat er in Lenzburg mit Kameraden des von ihm gegründeten «Senatus

Poeticus» ausgiebig diskutiert. Persönlich ist er gehemmt, hat Angst vor Verletzungen. *Ich liebe die brausende, zügellose Leidenschaft, die Tumulte des Herzens über alles, vielleicht gerade darum, weil sie mir am meisten abgehen*, gesteht er einem Freund.

Die Affäre mit Bertha Jahn-Ringier sitzt ihm in den Knochen, jener Mutter eines Lenzburger Mitschülers, die er als Zwanzigjähriger mit Gedichten umworben und hart bedrängt hat, bis sich die fünfundvierzigjährige Witwe in ihn verliebte. Er hat sich damals ziemlich übel benommen, ihre Briefe unbeantwortet gelassen und, um sie loszuwerden, grausam und plump eine junge Geliebte erfunden.

Jetzt fällt es schwer, eine Beziehung zu knüpfen. *Nachmittags im Englischen Garten spreche ich ein junges, einfach gekleidetes Mädchen an, das sich auf meine Bank gesetzt. Sie liest in einer Anthologie namens Edelweiß und häkelt dazu. [...] Tagsüber sei sie am liebsten allein, aber des Abends, so nach sieben [...] da sei sie oft recht dankbar, wenn ihr ein Herr seine Begleitung anbiete, da sie sich sonst fürchte. Ich verabschiede mich auf Wiedersehn und schlendere ins Café Putzer unter den Arkaden, wo ich in einer großen dänischen Dogge einen Leidensgefährten erblicke. Der Hund liegt an der Leine und leidet offenbar auch an Mangel an Umgang.*

Das Bild seines Vaters verfolgt ihn: Dr. Friedrich Wilhelm Wedekind, Niedersachse, Amerika-Auswanderer und Herr auf Schloss Lenzburg im Aargau. *Wenn ich tagsüber an ihn denke, überkommt mich ein Weh, das mir die Kehle zuschnürt.* Franklin war acht Jahre alt, als der Vater das Schloss kaufte und mit Frau und drei Kindern von Hannover in die Schweiz zog. Er verlebte eine goldene Kindheit, aber sprach bald von *heimatlichen Katzbalgereien, wo jede Harmlosigkeit [...] als Teufelei betrachtet wird.*

Bei einer Auseinandersetzung mit dem Vater über sein erschwindeltes Jurastudium hat er sich zu einer Tätlichkeit hinreißen lassen und ihm ins Gesicht geschlagen. Er trägt schwer an der Erinnerung. Jetzt ist der Vater tot, zweiundsiebzigjährig vom

Schlag getroffen, ein Mann, der das Beste wollte, literarisch interessiert und weltläufig, aber am Ende ein übel gelaunter Greis mit polternder Stimme, in wertlose Sammlungen vertieft (der Auktionator bewunderte lediglich das mit unendlicher Sorgfalt angelegte Verzeichnis) und so isoliert, dass er sich das Essen in einem Korb vom Schlosshof in sein Turmzimmer zog und auf den Boden stampfte, wenn er etwas wollte.

*Die letzte Nacht träumte mir wieder von Papa. Er war so bescheiden in seinen Ansprüchen. Der Dinge, die seit seinem Tode geschehen, tat er mit keiner Silbe Erwähnung. Er wünschte nur, dass man ihn ein paar Jahre noch in Ruhe leben lasse. [...] Ich stand dem Fenster gegenüber am Tisch und kramte zwischen den Gardinen herum. Da trat er in einem leichten schwarzen Rock [...] in seiner gewohnten elastischen Gangart hastig aus der Tür zur Rechten, tat nur wenige Schritte ins Zimmer und sah sich ängstlich nach beiden Türen um. Darauf warf er mir einen so flehentlichen Blick zu, dass es mir die Kehle zuschnürte. Und doch bin ich ihm nicht einmal entgegengegangen.*

Am 24. Juli 1889, seinem fünfundzwanzigsten Geburtstag, wartet Franklin vergebens auf Nachricht aus der Schweiz. Haben ihn alle vergessen? Seinen Bruder Willy zieht es nach Afrika; Armin, der Älteste, lebt als Arzt und Familienvater in Zürich; Schwester Erika, genannt Mieke, hat nichts im Kopf als ihre Gesangsausbildung, und die kleine Mati ist in Darmstadt in Pension. Donald, sein jüngster und liebster Bruder, der absolut nicht weiß, was er mit seinem Leben anfangen soll, versucht sich in New York als *Teacher of German, French, Italian, Latin and Greek, Mathematics, Physics, Geography and History*. In seiner Einsamkeit gräbt Franklin Briefe von Lenzburger Freunden aus. *Gegen Abend bin ich infolge der Lektüre in einer rührseligen Stimmung, so dass ich das Bedürfnis hege, allein zu bleiben. Ich gehe ins «Münchner Kindl», ein Tingeltangel, wo ich mich leidlich amüsiere, hauptsächlich deshalb, weil man die Beine besser sieht als in der «Italia».*

Ein Erbteil von neunzehntausend Schweizer Franken erlaubt ihm ein sorgloses Leben, aber wenn die schriftstellerische Arbeit

stockt, fühlt er sich nutzlos. *Nicht selten quält mich der Gedanke, ob mein Arbeiten denn in der Tat auch ein Arbeiten sei. Dieses Gefühl überkommt mich meistens sonntags, wenn ich alle Welt faulenzen sehe, was mir unmöglich ist. [...] Die Arbeit ist eben etwas, das sich durch sich selbst vermehrt. [...] Seit Donnerstag wieder keine Seele gesprochen.*

Als Schüler in Lenzburg und Aarau sind Ideen und Verse nur so aus ihm herausgesprudelt. Sein Witz, seine Phantasie und Sprachgewalt haben die Kleinstadt förmlich durcheinander gewirbelt. Um des Schreibens willen hat er den Bruch mit dem Vater riskiert und sich in Zürich durchgehungert. Aber jetzt, da er schreiben muss, weil es sein Beruf ist, fällt es ihm schwer.

Auf langen Spaziergängen denkt er nach, wie es in seinem Stück weitergehen könnte. Marguerite, fünfzehn Jahre alt, fällt ihm ein. *Ich denke mir, dass das Mädchen auf den Händen hereinspaziert kommt und Geld einsammelt, indem es die Füße um wenig auseinanderhält. Dann lässt es sich durch Affen auskleiden, wobei die Hauptsache eine vollkommene Passivität ist. [...] Das Mädchen wohnt und schläft mit einer Hündin zusammen, von wegen des Seelenduftes. [...] Auf dem Weg zum Hofbräukeller denke ich mir unter dem Mädchen meine eigene Tochter.*

Auf-den-Händen-Gehen soll sie lernen, indem er mit ihr Schubkarren fährt. *Gestraft wird nicht, nur freundschaftlich angeregt mit einer recht feinen Gerte, die ich ihr über den Unterleib führe. [...] Über Mittag beschäftigt mich die Idee, meine Tochter, wenn sie achtzehn, neunzehn geworden, vor Bleichsucht etc. zu beschützen, indem ich ihr anrate, sich den oder jenen Knecht oder Hausdiener aufs Zimmer kommen zu lassen. Natürlich rüste ich sie mit Präservativ aus.*

Er fürchtet, verrückt zu werden. *Meine Vereinsamung mag auch nicht wenig daran schuld sein. Ich bin so hilflos meiner Arbeit gegenüber geworden, ich lebe so unter dem Bann dieser Vorstellung, dass ich selbst auf der Straße ohne allen Halt hinbummle. Ich komme mir, wie ich so den Häusern entlanghaste, vor wie ein Verbrecher.*

Manchmal empfindet er *eine zärtliche Sehnsucht* nach seiner

Laute. *Wenn sie noch existiert, werde ich sie mir vielleicht doch auf den Winter kommen lassen.* Zahngeschwüre plagen ihn. Er legt Feigen auf, betäubt die Schmerzen mit Bier. *Wenn ich morgens im Bett aufs Frühstück warte, lege ich meine Zähne auf den Nachttisch [...] sofort fallen ein Dutzend Fliegen darüber her, weiden von Zahn zu Zahn und scheinen sich offenbar sehr daran zu erlaben.* Dazwischen: *Krakeel mit Frau Mühlbauer wegen Katzenstinkerei.*

«Eppur si muove» handelt vom Ringen um Stoff und künstlerische Gestaltung, um Franklins Abgrenzung gegenüber Kollegen der eigenen Generation, von denen einer ihn besonders interessiert: Gerhart Hauptmann. Er hat ihn in Zürich kennen gelernt und ist in Berlin oft mit ihm zusammengewesen.

Der Schlesier Hauptmann, zwei Jahre älter als Franklin, hat die Landwirtschaft erlernt, Bildhauerei studiert und sich vor einiger Zeit dem Schreiben zugewandt. Er ist verheiratet, aber lebt in beständiger Angst vor der Syphilis, der so genannten Rückenmarksstarre, und bewohnt eine pompöse, vom Geld der Ehefrau gekaufte Villa in Erkner. *Mit seinem grotesken, etwas blöden Profil, mit rattenkahl geschorenem Kopf, in schweren, nussfarbig dunklen Wollkleidern, die ihm um den Leib hängen, als hätte sie der erste beste Dorfschneider gefertigt, sieht er aus wie ein Tollhäusler.*

Aber so einfach ist es nicht. Hauptmann ist begabt. Im Frühjahr hat er, etwa gleichzeitig mit Franklin, ein Drama begonnen und innerhalb sechs Wochen vollendet: «Vor Sonnenaufgang». Jetzt wird es gespielt, am Lessingtheater in Berlin. Fontane persönlich hat sich bei Otto Brahm dafür eingesetzt, und Arno Holz nennt es das *beste Drama, das je in deutscher Sprache geschrieben wurde.*

Seinem Bruder Armin klagt Franklin, er sei in München gewissermaßen abgeschlossen von der Welt. *Seit 3 Monaten hab ich keinen Menschen mehr per Du angeredet, höchstens mich selbst.* «Eppur si muove» bewegt sich so wenig von der Stelle, *dass ich mir nachgerade als Penelopeia erscheine, die jede Nacht wieder abraspelt, was sie den langen Tag über gewebt. [...] Schreibe ja*

*doch nur um des Schreibens willen. Ich könnte mich ebensogut wie eine wohlerzogene Jungfrau mit einer Handarbeit beschäftigen.*

Zinzendorfsgasse, Ecke Brandhofgasse. Ein lang gestrecktes Haus, zweistöckig, gelb getüncht, mit grünen Fensterläden. Gegenüber die alte Leechkirche, aus grobem Naturstein, mit Turm, Uhr und Zifferblatt, das man vom Wohnzimmer aus sehen kann. Ein kleiner Friedhof mit niedriger Mauer, ein eisernes Tor, das fast immer offen steht, mit Stufen, die zu ihm hinaufführen. Wer sich aus dem Fenster lehnt, kann an der Kirche vorbei über das Glacis schauen. Dahinter liegt, grün und undurchdringlich, der Stadtpark mit sauberen Kieswegen und Bänken, plätschernden Brunnen und Denkmälern. Statt der Pferdebahn fährt jetzt die Elektrische. Die Anwohner nennen sie die «rote Kleinbahn», sie trägt die Nummer 2 und fährt bis über die Stadtgrenze nach Maria Trost.

Im Erdgeschoss ist Vaters Geschäft. Unter dem Ladentisch gibt es buntes Seidenpapier und Stanniolhülsen. Auf einem Bock daneben steht die Stöpselmaschine. Regale reichen bis unter die Decke. Es riecht nach Essig. In einem Raum wird Bier abgezogen, in einem anderen Maibowle und Punsch zubereitet. Ein Eisschrank wurde angeschafft. Ein Serbe holt Eisblöcke mit einem Haken vom Pferdewagen und trägt sie auf der Schulter hinein. In einem Wandschrank bewahrt Vater die besten Apfelsorten auf. Im Geschäft ist es dunkel – zu viel Licht schadet dem Wein, sagt der Vater. Im Keller lagern Fässer. Eine gewundene, weiß geschauerte Holztreppe führt in die oberen Stockwerke.

Die Wohnung hat quadratische, durch Türen verbundene Zimmer mit grünen Kachelöfen. Das Wohnzimmer bietet Ausblick in zwei Richtungen und bekommt Morgensonne von der Zinzendorfsgasse. Schwarz lackierte Möbel mit weiß geblühten Damastbezügen stehen auf hellem Parkett. Vom Küchenbalkon sieht man auf den Dachgarten von Herrn Srobil, dem tschechischen Nachbarn, der in Töpfen Tomaten und Kräuter zieht. Es gibt sogar ein Badezimmer.



Tilly als Kind in Graz, um 1890

Aber es ist eng. Die zerbrechliche Mathilde Newes hat vier weiteren Kindern das Leben geschenkt. Eines ist gestorben, sieben sind geblieben: Dora, Paula, Rudolf, Tilly, Bertl, Karl und Martha. Zwei Zimmer bewohnt Großvater Engländer. Nach dem Tod seiner Frau hat er einen Schlaganfall erlitten, ist rechtsseitig gelähmt und kann nicht mehr sprechen. Auch sein Diener, den er mit einem Pfeifchen ruft und der ihn im Sitzwagen spazieren fährt, wohnt im Haus. Das erste Stockwerk ist vermietet. Dora, Paula und Tilly teilen ein Zimmer, die kleine Martha schläft bei den Eltern, die Brüder haben ihr Nachtlager auf Divans im Wohnzimmer und Salon. Die Köchin macht sich ihr «Tafelbett» in der Küche auf der Arbeitsplatte, auf der tagsüber Marillenknödel, falscher Hase und andere Speisen zubereitet

werden. Der gemauerte Waschkessel neben dem Kachelherd ist der Lieblingsplatz der Katze.

Eines Nachts werden die Kinder vom Geräusch hin und her laufender Füße geweckt. Am Morgen heißt es, der Großvater sei gestorben. Das Wohnzimmer wird schwarz ausgeschlagen, die Mutter kniet am Betpult, zu beiden Seiten des Sargs stehen Kerzen. Des Großvaters Zimmer werden vermietet, und die Kinder können nicht glauben, dass sie ihn nie mehr sehen werden.

Sieben Kinder. Zwischen Dora, der Ältesten, und Martha, der Jüngsten, beträgt der Altersunterschied dreizehn Jahre. Dora ist auffallend hübsch, groß gewachsen und schwarzhhaarig. Sie bewegt sich schnell und sicher, hat Sinn fürs Praktische. Paula, weit weniger hübsch, leidet unter ihrer Dominanz, besonders weil die Eltern die beiden ältesten Töchter gern gleich gekleidet sehen. Paula ist schwerblütig und verschlossen. Sie liest viel, sitzt nachmittags über ihren Schulbüchern und würde gern studieren. Aber niemand nimmt das ganz ernst, und meist geht ihre Stimme im allgemeinen Trubel unter. Rudolf, der Dritte, ist ein gewissenhafter, ordentlicher Schüler.

Dann kommt Tilly, genau in der Mitte, mit jeweils drei älteren und drei jüngeren Geschwistern und auch im Rahmen der stattlichen Familie Newes eine ungewöhnliche Erscheinung. Sie hat einen feingliedrigen, biegsamen Körper, gerade, perfekt geformte Beine, das klassisch-griechische Profil mit Stirn und Nasenbein in einer Linie, ungewöhnlich dichtes, kastanienbraunes Haar und zwei unterschiedliche, grünblau ins Lila changierende Augen. «Tilly ist mehr als hübsch», sagen die Verwandten, «Tilly ist eine Schönheit!»

Eine glückliche Kindheit? Äußerlich gesehen ja. Graz ist eine bunte, südliche Stadt. Die Magnolien blühen früher als anderswo, die Sommer sind wärmer. Auf dem Markt gibt es frische Feigen und Melonen, Bosniaken in blauen Pluderhosen und Bolerojäckchen bieten bunte Lederarbeiten, Glasperlen, Erdnüsse und Datteln an. Vater Newes geht gern einkaufen. Mit sicherem Blick wählt er die besten Lämmchen, Gockel und Fische aus und lädt sie dem Burschen vom Geschäft in den Tragkorb, die so ge-



nannte Butte. Morgens stehen Tassen mit dem Namenszug jedes Kindes aufgereiht im Speisezimmer, und die Köchin schenkt, je nach Alter, Milch oder hellen Milchkaffee ein.

Sonntags reiben sich die Schwestern Helenenpomade in die Haare, flechten sich gegenseitig die Zöpfe. Die Leute bleiben stehen, wenn Eduard und Mathilde Newes mit sieben herausgeputzten Kindern die Straße zur Leechkirche überqueren. Am Sonntagnachmittag gibt es im Stadtcafé heiße Schokolade, und jedes Kind darf sich zwei Stück Kuchen wählen. Zu Weihnachten reicht der Christbaum bis unter die Decke und ist «etagenweise» geschmückt – unten hängen Lebkuchenreiter, Äpfel und Nüsse, in der Mitte Zuckergebäck und oben, fast unerreichbar, Likörkringel und Marzipan. Die große Krippe mit Kalvarienberg, Eselstreibern und Bauernfigürchen ist aufgestellt und mit einem viereckigen Glassturz bedeckt. Ein Höhepunkt des Jahres ist der Nikolomarkt auf dem Franzensplatz, wo an Buden Windlichter leuchten und es nach gebrannten Mandeln und Met duftet. An hohen Feiertagen werden Fahnen hinausgehängt – die schwarz-gelbe habsburgische nach vorn zur Zinzendorfsgasse, die ungarische grün-weiß-rote seitlich zur Brandhofgasse. An Fronleichnam stehen Kerzenleuchter in den Fenstern, und die Mädchen, weiß gekleidet mit blauer Schärpe, die Haare mit Zuckerwasser gewellt, gehen in der Prozession. Eine Französischlehrerin kommt ins Haus. Alle Newes-Kinder haben Klavier- oder Geigenunterricht.

Doch unter der Oberfläche drücken Sorgen. Eduard Newes ist als Kaufmann zu redlich, das Geschäft geht mittelmäßig bis schlecht. Der Verwalter ist gekündigt, Eduard verkostet den Wein selbst, Mathilde muss im Geschäft helfen. Es gilt, den Lebensstandard zu halten, aber ohne die Hilfe der Verwandten ist das kaum möglich. Onkel Dagobert, der Donaudampfschiff-fahrtskapitän, beteiligt sich mit fünfzig Gulden monatlich. Onkel Adolf, zum Direktor der Österreichischen Creditanstalt in Prag aufgestiegen, erlässt die Zinsen für das Startkapital von Eduards Geschäft. Beim Besuch der Onkel wird besonders üppig aufgetischt – der Anschein von Wohlstand soll gewahrt wer-

den. Die Kinder spüren die Abhängigkeit der Eltern und freuen sich dennoch über die Mitbringsel – kandierte Früchte aus Wien, Puppen aus Paris oder Kuglerbonbons aus Budapest.

Auch anderes geschieht in dem schmucken Eckhaus mit den grünen Fensterläden, was die Öffentlichkeit nicht wissen soll. Eduards «Hang zum Küchenpersonal» hat sich nicht geändert. Nach wie vor wechseln die Mädchen häufig, von Mathilde Newes entlassen, wenn die Art ihres Verhältnisses zum Hausherrn unübersehbar wird. Mathilde ist dann jedes Mal wie ausgelöscht und zieht sich tagelang in ihr Zimmer zurück. Der Vater flüchtet sich in Strenge und erschreckt die Familie durch seinen Jähzorn.

Besonders seit dem Tod des kleinen Edi leidet die Mutter an Schwermut. Er war drei Jahre jünger als Tilly, hübsch wie ein Engel, aber lebensschwach und gefährdet. Sie hat ihn aufgepäpelt, ist nächtelang wach geblieben, hat ihm Tee eingeflößt, die Brust eingerieben, ihn in Decken gewickelt. Er war ihr Goldstück, ihr Ein und Alles. Aber kurz vor der Geburt von Martha erkrankte Edi an Gehirntuberkulose, und während sie mit Martha in den Wehen lag, läuteten die Glocken der Leechkirche zu Edis Totenmesse. Mathilde soll damals keinen Laut von sich gegeben haben, den Schmerz hat sie nie verwunden. Umso mehr freuen sich die Kinder, wenn ihre Mutter guter Dinge ist. Dann spricht sie Französisch mit «Mademoiselle», der Lehrerin, oder spielt Lieder auf ihrer Zither.

Die hübsche Dora ähnelt dem Vater. Ständig hat sie kleine Liebschaften, tauscht Briefchen und Nachrichten aus, trifft Burschen nach der Schule oder auf dem Weg zur Musikstunde. Tilly ist ihre Vertraute und geduldige Zuhörerin. Denn, wie Tilly später berichtet, kreisen auch ihre Gedanken um nichts anderes. Zudem verbindet sie mit Dora ein kleines Geheimnis: Sie ist ungefähr sieben Jahre alt, als Dora, damals zwölf oder dreizehn, eines Nachts zu ihr herübrückt und sie an allen möglichen Stellen berührt. Über mehrere Jahre geschieht das fast täglich. Dora ist die Aktive, Tilly die Passive. Sie fühlt zunächst weder besonderes Vergnügen noch Unrecht, aber je mehr Dora ihr Ver-



Die Newes-Kinder 1902:  
Rudolf, Tilly, Paula, Bertl, Dora, Karl und Martha (v. l. n. r.)

schwiegenheit abverlangt, desto mehr melden sich Schuldgefühle. Dann entdeckt Tilly, dass sie sich auch selbst jenes süße Lustgefühl beibringen kann. Es gerät ihr fast zum Lebensinhalt. Gleichzeitig genießt sie die Macht über Dora, der sie mit Enthüllung drohen kann. Als junge Witwe schreibt sie ihre Erlebnisse auf, möglicherweise im Rahmen einer Psychoanalyse. Der Bericht findet sich in ihrem Nachlass.

In der Schule ist Tilly still. Sie glaubt, dass ihre Mitschülerinnen sie langweilig finden. Umso mehr versucht sie, sich bei Spielen hervorzutun. Sie überredet den Bademeister, ihr ein Seil um den Leib zu binden, und springt vom Turm ins Becken. Sie liebt die Turnstunden. Schwimmen und Schlittschuhlaufen sind ihre Freude. Eine adlige Schulkameradin lädt sie zum Reiten ein. Auch Deklamieren und Textlernen macht ihr Spaß. Sie fasst Mut und probt mit der Klasse ein Theaterstück. Ein «Kränzchen» bildet sich, das sich in der Zinzendorfsgasse trifft. Tilly genießt es, im Mittelpunkt zu stehen. Soll sie vielleicht Schauspielerin werden?

Die Idee lässt sie nicht mehr los. Mit fremder Zunge reden, Schicksale darstellen, trotz Schüchternheit Beachtung finden. Tilly liest Schiller, die Jungfrau von Orleans wird ihre Heldin. Bald kann sie die ganze Rolle auswendig. Sie vertraut ihrem Vater ihren Berufswunsch an. Ohne die Mutter zu fragen, geht er mit ihr durch den Stadtpark zum Schauspielhaus. Tilly spricht den Monolog «Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme schweigen». Es ist Sommer 1901, Tilly ist fünfzehn Jahre alt.

Direktor Otto Purschian findet Tilly nicht unbegabt. Aber ihre Stimme sei noch schwach, ihre Bewegungen seien ungelenkt. Sie solle Unterricht nehmen und in einem Jahr wiederkommen. Als Lehrerin empfiehlt er Maximiliane Bleibtreu, die Schwester der berühmten Hedwig Bleibtreu vom Wiener Burgtheater. Die erinnert sich, dass sich Tilly beim ersten Besuch kaum hinter dem Rücken ihres Vaters hervorwagte, und versucht vor allem, das Selbstvertrauen ihrer jungen Schülerin zu stärken. Später bedauert Tilly, technisch nicht mehr gelernt zu haben. Aber als sie im Frühjahr 1902 wieder bei Direktor Purschian vorspricht, engagiert er sie für die kommende Spielzeit.

*Paris ist tatsächlich über alle Illusion erhaben*, schreibt Franklin Wedekind am Neujahrstag 1892 seinem Bruder Armin. *Wenn es mir irgendwie gelingt, mich zu halten, werde ich wohl mehrere Jahre hier bleiben*. Er bewohnt ein Dachzimmer *mit großem Bett und knisterndem Kaminfeuer* und sehnt sich *furchtbar nach Ruhe und Arbeit*.

«Eppur si muove» ist unter dem Titel «Kinder und Narren» endlich erschienen. Den Ansporn zur Fertigstellung gab Gerhart Hauptmann, der, man staune, schon wieder ein Stück herausgebracht hat: «Das Friedensfest». Darin hat er, zum Teil wortgetreu, Franklins Zwist mit seinem Vater wiedergegeben, den Franklin ihm in einer schwachen Stunde in Zürich anvertraut hat. Franklin hat sein eigenes Stück daraufhin umgeschrieben und Hauptmann als Dichter Meier karikiert. Aber kein Verlag zeigte Interesse, keine Bühne nahm es an. Er ließ es auf eigene Kosten drucken, der Buchhandel übersah es, die Kritik

nahm keine Notiz. Hauptmanns «Friedensfest» hatte im Juni 1890 in Berlin Premiere.

Seither hat Franklin ein neues Stück begonnen und in verhältnismäßig kurzen sieben Monaten fertig gestellt, eine «Kindertragödie» über die sexuellen Nöte Jugendlicher: «Frühlings Erwachen». Es erschien, von Franklin wieder selbst finanziert, im Züricher Verlag Jean Gross mit einem Titelbild von Franz von Stuck. Man hält es für unaufführbar, aber der literarische Erfolg ist unbestritten. *Ein dramatischer Erstlingswurf, mit der Klaue des Löwen gezeichnet*, urteilt Michael Georg Conrad, und Richard Dehmel nennt es *eine Dichtung, die zeigt, wie das Drama der Zukunft etwa aussehen wird*. Der berühmte Max Nordau, in Paris als Arzt ansässig, wendet sich persönlich an den Autor: *Geehrter Herr, ich bin wütend über Sie. Sie haben mir eine schlaflose Nacht verursacht. Sie sind ja ein FÜRCHTERLICHER Mensch. Ich bin jeden Tag zwischen zwölf und ein Uhr zu sprechen. Es soll mich sehr interessieren, mit Ihnen über das sonderbare Buch zu plaudern*. Mit solcher Anerkennung im Rücken, hofft Franklin, in Paris zu reüssieren. Er arbeitet an einem Schwank, «Fritz Schwigerling», und hofft, dass «Frühlings Erwachen» in Deutschland gespielt wird.

Inzwischen betreibt er in der Zweimillionenstadt Sexualstudien. Sein Französisch ist mäßig, sein Umgang mit französischen Intellektuellen so gut wie nicht vorhanden, aber niemand soll ihm nachsagen, die Gunst der Stunde nicht genutzt zu haben. Die Münchner Zurückhaltung ist ganz und gar aufgegeben.

Seine Freundinnen sind so genannte Kokotten oder Grisetten, oft morphium- oder schwindsüchtig, mit Syphilis infiziert, durch uneheliche Kinder belastet, auf Geldgeschenke angewiesen. Seine Erlebnisse notiert er ins Tagebuch: *Rachel zieht sich wie gewöhnlich gleich bis aufs Hemd aus und räkelt sich auf dem Divan. [...] Sie ist durchaus appetitlich. [...] Wir verbeißen uns ineinander, sie appliziert mir einige Liebesmale, und ich erreiche trotz meiner falschen Zähne auf ihrem Schenkel ebenfalls einen*

*Anflug davon. [...] Ich finde mich ausnahmsweise etwas stärker als schwach, schlafe dann aber sofort ein [...] und schnarche ununterbrochen bis nachmittags um drei.*

Seine Leidenschaft ist *Minet*, zu deutsch «kleine Katze», die orale Befriedigung der Frau, auch *in den Salatkeller steigen* genannt: *Ich nehme ihre Füße auf meinen Schoß, klappe sie mehrmals auseinander, sinke dann dazwischen. [...] Obschon sie sich vorher nicht gewaschen hat, ist nicht der leiseste Beigeschmack zu spüren. [...] Ihr voller Körper gerät ins Zittern, er windet sich und bäumt sich auf; schließlich wiehert sie wie ein Füllen. Ich renke mir die Kinnlade wieder ein, merke, dass ich mir das Zungenband zerrissen habe und lisperle wie ein Jude. Nachdem sich der Sturm in ihrem Körper gelegt hat, geht sie ins Cabinet de toilette, um sich zu waschen, ein Bedürfnis, das ich meinerseits nicht empfinde.*

Oft ist der Komponist Richard Weinhöppel dabei. Franklin hat ihn im Sommer 89 in München kennen gelernt und versteht sich blendend mit ihm, trotz des förmlichen «Sie»: *Vor mir auf dem Divan knäulte sich unter einigem Gegrünze ein düsterer Klumpen zusammen, an dem nur die nackten Schultern des Mädchens deutlicher erkennbar waren. Weinhöppel sagte: Jetzt! – Ich schob das Gas wieder in die Höhe, und der Liebesakt vollzog sich bei praller Beleuchtung.*

Am 12. Juni 1892 hat Franklin auf einem Spaziergang die Idee zu einer «Schauertragödie», mit dem Londoner Frauenmörder «Jack the Ripper» als Schlusspunkt, dessen Gestalt bis in die Einzelheiten der zernagten Fingernägel bekannt ist. Titel: «Die Büchse der Pandora». In den folgenden Monaten huschen Beschreibungen von Personen durch das Tagebuch, die man im Stück wiederfindet: die Prostituierte Lulu, die ihr hündisch ergebene Nini, die Lesbierin Fernande, der Artist Holthoff, der sich *mit Fäusten der Weiber erwehren muss* und in dessen Pratze *jede Frauenhand wie ein Pistolengriff verschwindet*. Ein Freier mit *einem fürchterlichen Paar Augen* wird erwähnt. Franklin hofft, das Stück rasch zu beenden – es wird ihn zwanzig Jahre lang beschäftigen.

Sein Bruder Armin versorgt ihn von Zürich aus mit Geld, aber Ende 1893 ist das Erbe ausgegeben. Der Schwank «Fritz Schwigerling» liegt ungelesen in Berlin, kein Theater will «Frühlings Erwachen» spielen. Hauptmanns neues Stück «Die Weber» hat indessen auch in Paris rauschenden Erfolg.

1894 verbringt Franklin ein paar traurige Monate in London, dem *abgeschmacktesten Buxtehude*, das er je gesehen hat: *Abends um 12 Uhr wird man polizeilich zu Bett geschickt, am Sonntag bleibt man dem Wahnsinn überantwortet*. Über Paris kehrt er nach Deutschland zurück, dreißig Jahre alt, ohne Plan, von vager Hoffnung getrieben und der dringenden Notwendigkeit, Geld zu verdienen. *Ich fürchte in einen Abgrund zu fallen, aus dem es mir nicht mehr möglich sein wird, mich emporzuarbeiten*, schreibt er an Willy Grétor, einen dänischen Kunsthändler, der ihn zu mancher Bühnenfigur inspirieren wird.

In Berlin unternimmt er einen erneuten Versuch. Im Februar 1895 liest er in Otto Erich Hartlebens Wohnung vor ausgewähltem Publikum seine Lulu-Tragödie. Aber die *hohe Pathetik und Feierlichkeit seines Vortrags* wirkt unfreiwillig komisch. *Laute Heiterkeit* bricht aus, als im vierten Akt der Name Hugenberg fällt und gleich darauf ein Regierungsassessor Hugenberg den Raum betritt.

Im Sommer 1896 ist er wieder in München. Der Verleger Albert Langen hat die satirische Zeitschrift «Simplicissimus» gegründet. Mit fünfzehn Gedichten, drei Erzählungen, sechs Interviews, zahlreichen Witzen und Bildunterschriften ist Wedekind im ersten Jahrgang einer der fleißigsten Mitarbeiter – Zeilenhonorar fünfzehn Pfennig, Gedichtpauschale zwei Mark fünfzig. Heinrich Mann trifft ihn vor dem Verlagsgebäude in der Kaulbachstraße und beschreibt sein *von Wut und Hass verwüstetes Gesicht*. Wedekind will endlich wahrgenommen werden. Zeitgenossen erinnern gelb karierte Pepitahosen zum grauen Gehrock, gelbe Glacéhandschuhe, einen nach allen Richtungen wuchernen Vollbart, eine betont gebeugte Körperhaltung, schlurfenden Gang, den Zylinder ins Gesicht gezogen.

*Ich mache die bedenklichsten Salto Mortali, um nicht Hun-*

gers zu crepieren, schreibt er an Weinhöppel. *Ich erscheine mir selbst wie jemand, der in Gesellschaft nach etwas sucht und bei dem es «heißer» und «heißer» wird [...] und wenn ich es diesmal nicht finde, werde ich es niemals finden. Entweder geht es in die Höhe, oder wir sehen uns vielleicht nicht wieder, weil ich so nicht länger mitmachen könnte.*

Eine neue Geliebte gibt ihm Hoffnung: Frida Strindberg, Noch-Ehefrau August Strindbergs und Tochter des bekannten Wiener Journalisten Max Uhl. *Wenn mir jemand aus meiner zehnjährigen Arbeit endlich blankes Gold münzen kann, so ist es Frida*, meint Franklin. Doch als sie ihm am 18. August 1897 in München den Sohn Max Friedrich gebiert, ist das Verhältnis bereits zerrüttet. Wedekind sieht sich erst acht Monate später *die Folgen seiner Gewissenlosigkeit* an. Inzwischen isst er das Gnadentrottel bei seiner vier Jahre jüngeren Schwester Erika, die als Koloratursopranistin an der Königlich Sächsischen Oper in Dresden Karriere macht.

Im Februar 1898, neun Jahre nachdem er mit der Arbeit an «Eppur si muove» begonnen hat, wird in Leipzig zum ersten Mal ein Stück von ihm aufgeführt: «Der Erdgeist», Teil eins der Lulu-Tragödie, die er aus Zensurgründen und auf Druck von Verlegern geteilt hat. Er selbst steht zum ersten Mal als Schauspieler auf der Bühne. Im Oktober kommt «Der Erdgeist» am Münchner Schauspielhaus heraus. Aber kaum geht es aufwärts, trifft ihn ein neuer Schicksalsschlag.

Der «Simplicissimus» hat trotz Warnung durch den Rechtsbeistand des Verlags Franklins Gedicht «Im Heiligen Land» gedruckt, das die Palästina-Reise Kaiser Wilhelms II. verspottet. Die Polizei hat wenig Mühe, den Autor auszumachen. In der Premierennacht flieht er von München nach Zürich – für ihn *der Zusammenbruch eines ganzen, großen Gebäudes*.

Weinhöppel tröstet ihn. Wedekind nennt ihn *lieber Schatz* und fügt hinzu: *Wenn dieser Brief einmal späteren Forschern in die Hände fällt, wird er für die Beurteilung unseres Verhältnisses entscheidend sein. Viele werden sagen: Ich hab's mir doch immer gedacht!* Er rechnet aus, in zwei Jahren neunzehnmal den



Wohnsitz gewechselt zu haben. Gerhart Hauptmann erhält derweil zum zweiten Mal den Grillparzer-Preis.

Im Exil beginnt Wedekind ein neues Stück: «Der Marquis von Keith», eine gesellschaftskritische Hochstaplerkomödie um den Bau eines Münchner *Feenpalastes* und die Unvereinbarkeit von Genuss und Moral. *Ich will noch einmal versuchen, etwas Praktisches, Brauchbares für die Bühne zu schaffen. Gelingt es mir diesmal nicht, dann lasse ich es vielleicht für mein ganzes Leben.* Die Schlusszene zwischen dem Marquis und seinem Gegenspieler Scholz wird Thomas Mann *das Schrecklichste, Rührendste und Tiefste* nennen, *was dieser tiefe, gequälte Mensch geschrieben hat.*

Im Juni 1899 stellt sich Wedekind in Leipzig dem Gericht und verbringt fünf Monate in der Festung Königstein wegen Majestätsbeleidigung. In einer Nebenzelle sitzt der «Simplicissimus»-Zeichner Thomas Theodor Heine. Der Ort erinnert Wedekind an Schloss Lenzburg – *der Wind pfeift und heult, die Türen klappern, die Fenster klirren.* Unermüdlich feilt er am «Marquis von Keith». *Der ganze Ausgang [...] hängt für mich von meiner Arbeit ab. Wenn die das wird, was sie werden soll, dann will ich alles, alles, alles segnen. Wenn nicht, dann habe ich eben wieder ein Jahr verplempert, und dann ist es ja gleichgültig, auf welche Weise.*

Im Februar 1900 wird er entlassen, fünfunddreißig Jahre alt, mittellos. Er zieht nach München, nimmt Wohnung in der Franz-Joseph-Straße 42 in Schwabing und schließt sich der sogenannten Brettler-Bewegung an, die Kleinkunst nach französischem Vorbild produzieren will. Im April 1901 eröffnet in der Türkenstraße im Hinterzimmer des Goldenen Hirschen das Kabarett «Elf Scharfrichter». Bald ist Wedekind allabendlich dabei – *die bebänderte Laute in schwerfälligen Händen*, wie sich Heinrich Mann erinnert, *die Stirn unheilverheißend gesenkt und von geschorenen Haaren ausgezackt [...] eine mit allen Wassern gewaschene Erscheinung.*

Sein ganzes Streben richtet sich darauf, den «Marquis von Keith» herauszubringen. *Wenn mir das gelingt, dann will ich da-*

*für mit Freuden jeden Abend im Tingeltangel auftreten. Wenn nicht, dann wird die bevorstehende Saison eine schwere Leidenszeit für mich, denn das Balladensingen hängt mir jetzt schon gewaltig zum Hals heraus. [...] Als Spaßmacher und Hanswurst vor das Publikum zu treten, während einem mit dem Besten, was man zu sagen hat, der Mund verschlossen bleibt, das wäre eine Tätigkeit, die einem in aller kürzester Zeit das Herz abfressen müsste.*

Die Berliner Uraufführung des «Marquis von Keith» am 11. Oktober 1901 wird *mit Hohngelächter begraben*, das Stück nach drei Vorstellungen abgesetzt. *Die längste Zeit dieses Winters brachte ich in trübseligem Hinbrüten zu [...] Man hofft und hofft von einem Durchfall zum anderen, von einem Scheinerfolg zum anderen. [...] Wie langsam dieser Weg aufwärts führt, davon hätte ich mir nie etwas träumen lassen. Und so wird man alt und dick. Ich sehne mich von ganzem Herzen nach großen Rollen, nach anstrengender und erschöpfender Betätigung. In Ermangelung solcher Genüsse sucht man Trost in den Armen des Bieres, und der Kummerspeck setzt sich an.*

Den kindlichen Namen Franklin hat er abgelegt. Er unterschreibt jetzt kurz und hart mit Frank.

## Annäherung

1902–1905

In Graz versammelt sich Familie Newes in dem dunklen Ladenraum des väterlichen Geschäfts, wo die Regale bis zur Decke reichen und es immer leicht nach Essig riecht: Eduard Newes, Mathilde Newes, Dora, Paula, Rudolf, Tilly, Bertl, Karl und Martha. Der Pfarrer soll Tilly segnen. Zwar ist sie am Theater nur als Volontärin engagiert, und die letzte Entscheidung steht noch aus, aber die Sorge um die Tochter raubt der Mutter den Schlaf.

Mitte September beginnt die Saison. Tillys erster Auftritt ist in Adolf Wilbrandts Historienstück «Der Meister von Palmyra». Eltern und Geschwister, Onkel, Tanten und Nachbarn sitzen im Parkett, Tillys Freundinnen bevölkern die Galerie. Tilly hat nur einen Satz zu sagen, aber natürlich gibt es Bravorufe und Blumen. Ihre nächste Rolle, die Miranda in Shakespeares «Sturm», bringt eine erste Erwähnung in der Presse. Von einer *beachtlichen Talentprobe* ist die Rede und vom *Zauber knospender Jungfräulichkeit*. Eine *leise Neigung der Zunge, an die Zähne zu stoßen*, werde durch *fleißiges «Über den Kork-Sprechen»* leicht zu überwinden sein. Tilly klebt die Rezension in ein rot gebundenes Album. Was sie nicht betrifft, schneidet sie weg, ihren Namen unterstreicht sie mit Bleistift.

Premiere folgt auf Premiere. Als Pächter und verantwortlicher Unternehmer muss Direktor Purschian für volle Häuser sorgen. Was nicht läuft, wird abgesetzt, manches schon nach zwei Vorstellungen. Man spielt Klassiker, vorwiegend Schiller und Shakespeare, daneben Volkstümliches von Peter Rosegger und Eduard von Bauernfeld und alles, was anderswo Zugkraft

bewiesen hat: Ohnets «Hüttenbesitzer», «Die Gerechtigkeit» von Otto Ernst, «Im bunten Rock» von Joseph Schlicht und immer wieder Stücke von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Tilly ist in fast jeder Produktion dabei. Sie schläft wenig, hat jeden Tag Probe, lernt in jeder freien Minute Text und ist bei alledem sehr glücklich. Schon jetzt würde es ihr schwer fallen, ohne Theaterspielen zu leben. Die Bühne nimmt ihr die Selbstzweifel und schafft Verbindung zu Mitmenschen. Es ist wie ein Traum: Bekannte und Fremde gratulieren auf der Straße, das rote Kritikenalbum füllt sich, an der Theaterkasse gibt es Karten mit ihrem Porträt zu kaufen. Eduard Newes nennt sie nur noch *meine Tochter, die Künstlerin*, ein anonymen Verehrer besucht jede ihrer Vorstellungen und schildert seine Eindrücke in langen Episteln. Ganz Graz, sticheln die Schwestern, sei in Tilly verliebt. Sie selbst hat nur Augen für Otto Purschian, ihren Direktor. Der aber wahrt Distanz, zu Tillys Bedauern. Nach den Vorstellungen holt Bertl sie ab, ihr jüngerer Bruder. Zu zweit gehen die Geschwister durch den Stadtpark. Zu Hause steht ein Imbiss bereit. Während Tilly isst, erzählt sie Bertl die Ereignisse des Tages, und wenn er einnickt, rüttelt sie ihn wach.

Gelegentlich kommen Theatergrößen aus den Hauptstädten nach Graz. Gastspiele von Berühmtheiten sind eine wichtige Einnahmequelle für Provinztheater. Um ein schnelles Zusammenwirken mit dem örtlichen Ensemble zu ermöglichen, sind Bühnenbilder und Inszenierungen standardisiert. Salons, Felsenschluchten und Thronsäle sehen von Königsberg bis Innsbruck ähnlich aus, der Mortimer tritt immer von links auf, und der Kronleuchter bleibt oft über mehrere Inszenierungen einfach hängen. Wichtige Rollen haben Provinzschauspieler jederzeit parat, der Umfang ihrer Rollenliste ist entscheidend für ihr Engagement. Anfängerinnen wie Tilly müssen jede Partie neu lernen. Adele Sandrock kommt als Kameliendame. Am Burgtheater kämpft sie gegen jüngere Kolleginnen, in Graz rollt man den roten Teppich aus. Die «Neue Post» erwähnt *Schluchzen und Naseschneuzen* in der Sterbeszene. Als Dienerin sitzt Tilly an ihrem Bett.

Kostüme stellen die Schauspieler selbst, die Damen höfische und volkstümliche Tracht, Umhänge, Reisemäntel, die Herren Lederwesten und Kriegerkleid, das spanische Wams, die Toga – vor Christus: Sandalen, nach Christus: Ritterstiefel, lautet die Faustregel. Und nicht zu vergessen: fleischfarbene Trikots! Man zeigt keine Haut – ob Dame oder Herr. Tillys Kostüme näht die Newes'sche Hausschneiderin. Da Tilly als Volontärin keine Gage bezieht, könnte ihr Vater beim Theater einen Zuschuss beantragen – aber wer erscheint schon gerne bedürftig?

Hauptmanns neuestes Werk wird aufgeführt, «Der arme Heinrich» – sein vierzehntes Stück. Auch Wedekinds «Kammersänger» findet seinen Weg nach Graz, das einzige Werk von ihm, das sich bisher durchgesetzt hat. In Graz hält er sich beachtliche sieben Vorstellungen lang – man vermutet in der Titelfigur das Porträt eines am hiesigen Opernhaus wirkenden Tenors. Tilly spielt Miss Isabel Coeurne, die sich im Hotelzimmer versteckt und den Kammersänger in gebrochenem Deutsch um seine Gunst bittet. In Gorkis «Nachtasyll», das seit Max Reinhardts Berliner Inszenierung auf allen Bühnen zu finden ist, spielt sie die Maria Antonowna, im «Hamlet» die Ophelia mit keinem Geringeren als Adalbert Matkowsky vom Berliner Hoftheater, den viele für den größten Schauspieler seiner Zeit halten. Über Matkowskys Leistung sagt Tillys Album nichts – sie hat wieder einmal weggeschnitten, was sie nicht betrifft. Über sie selbst heißt es, dass sie in kurzer Zeit *große Fortschritte* gemacht habe.

Zum Schluss der Saison wird «Der Sturm» wiederholt. Tilly erhält so viele Blumen und Kränze, dass sie der Bursche aus Vaters Geschäft mit dem Handwagen abtransportieren muss. In zehn Monaten hat sie sechsundzwanzig Rollen bewältigt und ist fast jeden Abend auf der Bühne gestanden. Sie ist so überanstrengt, dass ihre Hände zittern und sie zu weinen beginnt, wenn jemand sie unerwartet anspricht. Aber natürlich ist sie überglücklich. Als Zeichen seiner Anerkennung lässt ihr Direktor Purschian eine «Remuneration» von tausend Kronen auszahlen. *So schön war es nie wieder*, sagt Tilly über ihr erstes Bühnenjahr.

Otto Purschian verlässt Graz mit Ablauf der Saison. Diffe-

renzen mit der Stadtverwaltung sollen der Grund sein. Kölns neues Theater sucht einen Pächter, Purschian hat den Zuschlag erhalten. Als einziger Dame seines Ensembles bietet er Tilly an, ihn dorthin zu begleiten.

In Berlin ist Frank Wedekind derweil nach eigener Aussage *mit der Literatur fertig*, trotz einer Aufführung des «Erdgeist» durch Max Reinhardt mit der berühmten Gertrud Eysoldt als Lulu. *Die halsstarrige Abneigung des großen Publikums gegen mich würde ich auch in den kommenden zehn Jahren durch die heißesten Kämpfe kaum besiegen, und was hätte ich dann vom ganzen Leben gehabt! Ich wiederhole mir täglich mit dem Gefühl großer Erleichterung, dass mir von jetzt an die Literatur den Rücken hinunterrutschen kann. In allem, was ich bis jetzt geschrieben habe, fehlt mir DIE GROSSE LIEBE, der Hauptmann seine gewaltige Wirkung zu danken hat. Und diese Liebe lässt sich nicht vorgaukeln, auch wenn man es noch so durchtrieben anstellt.*

Max Friedrich Strindberg, Wedekinds Sohn, kommt in die Schule. *Wenn ich mich nicht täusche, ist übermorgen, den 18., Fritzis Geburtstag*, schreibt Frank an Marie Uhl, die Großmutter des Jungen, bei der er aufwächst. *Wollen Sie ihm bitte die besten Grüße von seinem ihm unbekanntem Papa sagen. [...] Fritzi ist jetzt sechs Jahre alt [...] ich selber bin jetzt nahezu vierzig Jahre alt [...] und die Wahrscheinlichkeit wird immer größer, dass ich mich nicht mehr verheiraten werde. In diesem Falle wäre es selbstverständlich, dass Fritzi und ich noch einmal sehr gute Freunde werden. Fritzi kann mir mit Recht darauf erwidern, dass das alles Zukunftsmusik ist [...] zu meiner Entschuldigung kann ich nur das eine sagen, dass für mich das ganze Leben bis jetzt nur Zukunftsmusik war.*

Inzwischen hat er einen weiteren Sohn gezeugt, Frank Zellner, geboren am 22. August 1902. Die Mutter, Hildegard Zellner, lebt in Landshut. Ob und wann der Bub seinen Vater gesehen hat, ist nicht bekannt.

Wedekinds Pessimismus findet Ausdruck in einem neuen

Stück: «Hidalla oder Sein und Haben». Hidalla ist die Ich-Erzählerin seines Romanfragments «Mine-Haha», das einfließen soll in das Projekt «Die große Liebe». Er hat dafür die Bibel, den Koran, das Nibelungenlied und Werke von Herodot bis Friedrich Engels studiert. Eine neue Gesellschaftsordnung schwebt ihm vor, bestimmt von Schönheit, frei gelebter Sexualität und Zucht, eine Art Gefängnis der Freiheit, gottloser Gottesstaat, amoralische Moralanstalt, in der Frauen *mit den Hüften denken*. Er unterteilt sie in *Prinzessinnen, Patrizierinnen, Zigeunerinnen, Klavierlehrerinnen und Köchinnen* und verfasst ein Glaubensbekenntnis «Die 60 Zeilen oder Die 7 Worte» und ein «Todeslob», das bei Opferzeremonien zu singen ist. Der Held von «Hidalla» ist der «Zwergriese» Karl Hetmann, ein verwachsenes, missverständliches Genie, das die Wahrheit sagt und deshalb davongejagt wird und im Zirkus als dummer August endet, während Feinde seine Ideen ausbeuten.

«Die Büchse der Pandora», der zweite Teil der Lulu-Tragödie, wird im Februar 1904 im Nürnberger Intimen Theater uraufgeführt – mit einer *ausdrücklichen Warnung* an das weibliche Publikum auf der Einladungskarte. Der «Fränkische Kurier» meldet *eine Reihe der unerquicklichsten, peinlichsten, die Nerven förmlich revolutionierenden Auftritte*, die «Münchner Neuesten Nachrichten» klagen: *Nichts bleibt uns erspart!* Der Nürnberger Polizeiausschuss verbietet weitere Aufführungen.

Frank Wedekind singt derweil in München seine Brettl-Lieder, lustlos und zum Geldverdienst, nach einem Streit mit den «Elf Scharfrichtern» nun im Kabarett «Die sieben Tantenmörder».

Spielzeit 1904/05. Gustav Mahler leitet die Wiener Hofoper, am Burgtheater spielen Hedwig Bleibtreu, Josef Kainz und Alexander Girardi. Kaiser Franz Joseph steht früh um fünf Uhr auf, betet lange, dient dem Volk am Schreibtisch, raucht billige Zigarren, liest keine Bücher, zumindest keine literarischen, geht unwillig ins Theater, noch unwilliger in Kunstaustellungen (besonders wenn Zeitgenössisches zu sehen ist) und verschlingt

seine kargen Mahlzeiten so schnell, dass seine Gäste, denen bei seinem Aufstehen die Teller weggezogen werden, in Scharen ins Hotel Sacher eilen, um den ärgsten Hunger zu stillen. Arthur Schnitzler hat den «Reigen» verfasst, ähnlich unaufführbar wie Wedekinds «Frühlings Erwachen». Arnold Schönbergs «Verklärte Nacht» sprengt die Grenzen Bach'scher und Wagner'scher Harmonie. Theodor Herzl ist verstorben, der zionistische Gedanke lebt. Im Café Zentral an der Herrngasse treffen sich Künstler und Literaten, und in der Berggasse 19 Mitglieder der «Psychologischen Mittwochs-Gesellschaft» in der Wohnung des Dr. Sigmund Freud.

Auch Tilly Newes ist in Wien, nach einem enttäuschenden Jahr in Köln, in dem sie künstlerisch nicht zum Zuge kam und das mit einem Schock endete: Otto Purschian, ihr Förderer und väterlicher Freund, starb sechszwanzigjährig in seinem Urlaubsort im Allgäu. Ein Selbstmord wird nicht ausgeschlossen. Es heißt, er habe sich mit dem Kölner Theater finanziell übernommen.

Tilly ist in Wien am Kaiser-Jubiläums-Stadttheater am Währinger Gürtel engagiert, für eine junge Schauspielerin eine hervorragende Adresse. Sie wohnt einen Steinwurf entfernt in der Fuchsgasse, zusammen mit ihrem Bruder Rudolf und ihrer Schwester Paula. Rudolf ist dank Adolf Engländers Vermittlung bei der Österreichischen Creditanstalt beschäftigt, Paula fungiert als Tillys Aufpasserin, nicht aus freien Stücken und schon im zweiten Jahr. Die Eltern lassen Tilly nicht allein gehen, und Paula ist zu Hause die Entbehrlichste. Ihr Wunsch nach einem Studium ist nicht gehört worden, die vergeudete Zeit im Schatten ihrer erfolgreichen Schwester verbittert sie. Sie verbringt viele Stunden schreibend. Kommt Tilly vorbei, hält sie die Hand vor das Heft. «Schreibst du wieder alle meine Sünden auf?», fragt Tilly dann.

Tilly spielt große Rollen, Desdemona, Emilia Galotti, Luise Millerin, die Marie im «Clavigo». Die Wiener Presse ist freundlich, Kritiken erscheinen in Fülle. Die Grazer Zeitung berichtet: *Unsere Landsmännin Tilly Newes ist auf dem besten Wege, ein*





Spielzeit 1904/05:  
Tilly als Desdemona in Wien

*erklärter Liebling des Wiener Stadttheaterpublikums zu werden.* Adele Sandrock ist jetzt ihre Kollegin. Die Theatergöttin hat in einer Auseinandersetzung Burgtheaterdirektor Paul Schlenther ihren Vertrag vor die Füße geworfen, der zu ihrer Überraschung ihren Abgang seelenruhig akzeptierte. Adele kann nun froh sein, im jungen Ensemble des Stadttheaters ein Unterkommen zu haben.

Tillys beste Freundin ist die Schauspielschülerin Ida Orloff, begabt und unkonventionell, in St. Petersburg geboren und deshalb Iduschka genannt. Die junge Dame ist trotz ihrer sechzehn Jahre weit herumgekommen und hat Männerbekanntschaften in einer Freizügigkeit genossen, über die Tilly nur staunen kann. Auch ihre Berichte über die Zustände an der Schauspielschule lassen an Deutlichkeit nichts vermissen. Als